Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 72 (1992)

Heft: 5

Artikel: Die Faszination des letzten Worts : Gedanken zu einer Konvention in Leben und Literatur

Autor: Guthke, Karl S.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-165031

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Karl S. Guthke

Die Faszination des letzten Worts

Gedanken zu einer Konvention in Leben und Literatur

«Leute, die nie ... Goethe gelesen haben, wissen, dass er auf dem Sterbebett sagte: «Mehr Licht!»
Edward Le Comte (1955)

«Mishima ist im ... Westen sehr bekannt, hauptsächlich durch die Art seines Todes» (Ritualselbstmord mit absichtsvoll inszenierter letzter Rede).
Kazuo Ishiguro (1990)

«Am Ende seines Lebens war das Prüfen und Infragestellen immer noch seine Sache. Seine letzten Worte sollen gewesen sein: ‹Was ist das?›»
‹Newsweek› über den Tod Leonard Bernsteins, 29. Oktober 1990

I.

«Ein Leben ohne Selbsterforschung verdient nicht gelebt zu werden», will die konventionelle Weisheit der Gebildeten seit Sokrates wissen *(Plato, Apologie,* 38B). *Goethe* bemühte in diesem Zusammenhang das Bild der Auster, die bei Schriftstellern – man denke an *Hume* und *Holberg* – weithin in schlechterem Ruf steht als bei Feinschmeckern. *Samuel Johnson,* im englischsprachigen Kulturkreis das Orakel für Lebensweisheit, das Goethe im deutschsprachigen ist, sprach von einer Philosophie für Ochsen. Aber ob Auster oder Ochse: das Gegenbild ist so oder so der Mensch als Wesen, das seiner selbst bewusst ist. *Helmuth Plessner* hat diese «exzentrische» Fähigkeit des Menschen, sich selbst zu reflektieren, seiner selbst bewusst zu sein, zu einem Grundstein seiner Anthropologie gemacht und von daher zum Beispiel auch definiert, dass der Mensch die einzige Lebensform sei, die zum Lachen und Weinen imstande sei *(Lachen und Weinen,* Arnhem 1941).

Bewusstsein seiner selbst verwirklicht sich wesentlich immer nur in der Retrospektive auf das eigene Ich und auf das, was dieses berührt. Ein solcher

Rückblick, eine solche Selbstreflektion, ist jedoch qualitativ anders in der Jugend als in den mittleren Jahren, anders in den mittleren Jahren als im Alter, anders im Alter als am Lebensende. Erst am Lebensende, hat *Walter Benjamin* in seinem vielzitierten Essay *«Der Erzähler»* bemerkt, nimmt das Leben eines Menschen *«tradierbare Form»* an und gewinnt so zugleich *«die Autorität (...), die auch der ärmste Schächer im Sterben für die Lebenden um ihn her besitzt».* Die allerletzte Gelegenheit für eine derartige sinngebende Selbst-Artikulation des Bewusstseins ist jener Rückblick *in extremis*, für den sich der Ausdruck *«das letzte Wort»* eingebürgert hat: die letzte Äusserung eines Sterbenden.

Dem Gebildeten sind allerlei Beispiele geläufig. Als *Oscar Wilde* im Hôtel d'Alsace in Paris im Sterben lag, waren seine letzten Worte: *«Ich sterbe, wie ich gelebt habe, über meine Verhältnisse.»* Wie passend! Als die Krankenschwester, die *Henrik Ibsen* während seiner letzten Krankheit betreute, Besuchern zuflüsterte, es ginge dem Patienten etwas besser, entgegnete Ibsen lakonisch: *«Im Gegenteil!»* und starb – der grosse Neinsager, wie er leibte und lebte! *«In einem letzten Anflug von Luzidität» (Ernst Pawel)* beschwor *Franz Kafka* auf dem Totenbett seinen Freund und Arzt *Robert Klopstock,* der ihm Morphium versprochen hatte: *«Töten Sie mich, sonst sind Sie ein Mörder.»* Nichts hätte dem Meister und dem Opfer des Paradoxons besser angestanden. *Goethe* murmelte etwas über das Öffnen des Fensterladens und *«mehr Licht»,* bevor er im Kreis seiner Getreuen verstummte, in jenem grünen Biedermeier-Lehnstuhl im Schlafkabinett, von dem er in früheren Jahren auch Profunderes hatte verlauten lassen, und seit Generationen meint die Nachwelt nicht ohne Rührung, der «alte Heide», der für viele der Inbegriff der Aufklärung war, hätte keine bessere Abgangszeile wählen können. *König Umberto II. von Italien* verschied 1983 im Genfer Exil mit nur einem Wort au den Lippen: *«Italia»,* wie das amerikanische Nachrichtenmagazin *«Newsweek»* am 28. März 1983 in einer achtzeiligen Kurzmeldung berichtete (S. 60), während schwedische Könige den letzten Atemzug *«Schweden»* zu widmen pflegen, wie man der gewöhnlich gut informierten Sammlung letzter Worte von *Åke Ohlmarks* entnehmen kann *(Sista Sucken,* Stockholm 1970). Der irische Dramatiker *Brendan Behan* soll sinnigerweise mit einem *mot* gestorben sein, das bruchlos in eins seiner Dramen gepasst hätte: er dankt der Nonne, die ihm den Schweiss von der fiebrigen Stirn wischt, und wünscht ihr, alle ihre Söhne möchten Bischöfe werden. Die letzte Äusserung von *Cecil Rhodes,* auf der Höhe seines imperialen Ruhms, war, wie es heisst, *«so wenig erreicht, so viel zu tun»* – man kann sich das eingerahmt vorstellen. *Heinrich Heine* – wie hätte es anders sein können? – nahm Abschied mit einem Witz: *«Dieu me pardonnera, c'est son métier.»* Und in einer populären Zeitschrift war vor einiger Zeit zu lesen, dass der Hotel-Magnat *Conrad Hilton,* gefragt, ob er eine

letzte Botschaft an die Nachwelt hätte, mit der Bitte gestorben sei: *«Den Duschvorhang bitte* innerhalb *der Badewanne lassen!»*

So könnte man, wäre nicht die Rücksicht auf die Geduld des Lesers, beliebig fortfahren mit dem Zitieren von Geistern hohen Rangs. Die letzten Worte von Hunderten, wenn nicht gar Tausenden von Berühmten und Berüchtigten, aber auch von eher obskuren Grössen sind weithin bekannt, werden seit eh und je in Anthologien aufgenommen, zitiert und fehlzitiert, bis sie zum Bonmot oder geflügelten Wort werden, das jedem geläufig ist und nicht zuletzt den Sterbenden – die manchmal eine unverfrorene Art haben, einander ohne Quellenangabe zu zitieren, wie sie in «lebensnäheren» Situationen unverzeihlich wäre. Auf dem Totenbett beschworen, dem Teufel zu entsagen, sollen zum Beispiel mindestens sechs Sterbende geantwortet haben: *«Dies ist nicht der Moment, sich Feinde zu machen.»* (So *Gyles Brandreth* in *The Last Word,* New York 1979.)

Man darf aus solcher Geläufigkeit letzter Worte wohl folgern, was ohnehin instinktiv gewiss ist: dass nämlich dem letzten Wort ein besonderes Gewicht beigelegt wird. Seit Jahrtausenden haben Kulturen, die sonst wenig miteinander verbindet, letzte Worte in auffallender Weise hochgeschätzt. Daher haben Äusserungen der letzten Stunde (oder was dafür gilt) sich als überlebensfähiger erwiesen als andere, die vielleicht an sich bedeutender wären; in vielen Fällen sind sie «geflügelt» oder sogar sprichwörtlich geworden.

Kein Zweifel: letzte Worte haben einen eigenen Status in Literatur und Leben der westlichen Welt, wenn auch nicht ausschliesslich im Westen, da zum Beispiel in Japan eine ähnliche Konvention zu bestehen scheint. Der besondere Status des letzten Worts inspiriert nicht zufällig auch einen Witztypus eigener Art, etwa wenn der *Edinburgh University Library Guide* Nr. 42 über *Dissertation and Report Writing* (1986) dem Studenten ins Gewissen redet, indem er daran erinnert, dass seine Leitbilder, die Professoren, *«Prüfe die Zitate!»* flüstern, bevor sie zu ihren akademischen Vätern versammelt werden (S. 14).

Es ist natürlich richtig, dass der Glaube, das Wort des Sterbenden besitze magische Kraft, auf «primitive» Gemeinschaften beschränkt ist. Doch auch unsere Gesellschaft erwartet von bedeutenden Persönlichkeiten mehr oder weniger, dass sie mit bedeutsamen Worten sterben. In der Vergangenheit war diese Erwartung sogar noch stärker ausgeprägt als heute. Puritanische Anweisungen zum seligen Leben und Sterben, die sogenannten *Conduct Books* des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, sprechen mit aller Unzweideutigkeit von der Pflicht der Sterbenden, diese Welt nicht ohne letzte Worte zu verlassen, die den Überlebenden einen bleibenden Eindruck machen. Und wenn man dem Zeugnis von Romanen und Biographien Glauben schenkt, gehörte noch das ganze 19. Jahrhundert hindurch die förmliche Sterbeszene

im grossen Kreis der Freunde und Angehörigen, komplett mit letzten Worten natürlich, zum *sine qua non* des letzten Stündchens und insofern auch zu jedermanns Lebenserfahrung.

Selbst im 20. Jahrhundert hat diese Konvention ihre Bannkraft keineswegs verloren: der mexikanische Revolutionär *Pancho Villa*, der 1923 in Chihuahua einem Attentat zum Opfer fiel, starb angeblich mit der flehentlichen Bitte an einen Journalisten, es nicht *«so»* enden zu lassen, *«Sagen Sie, dass ich etwas gesagt hätte.»*

Letzte Worte – es ist ein apartes Abenteuer, diese wenig bekannte, doch keineswegs entlegene Region zu erkunden, deren Eingeborene wir alle sind, obwohl es uns an der Liebe zum Dilettantismus fehlen mag, der uns tiefer ins Innere führt. Jedermann weiss von mindestens ein paar eminent zitierbaren letzten Worten: darüber kann man sich ebenso leicht auf Cocktailparties vergewissern wie auf wissenschaftlichen Konferenzen. *Julius Caesars* sprichwörtliches *«Et tu, Brute»* mag da zur Sprache kommen oder *Archimedes' «Störe meine Kreise nicht»*; auch das Wort, das *David Hume* auf dem Sterbebett *nicht* sprach, obwohl der ganze philosophische und auch nicht so philosophische Umkreis ungeduldig darauf wartete, nämlich auf einen Widerruf seiner angeblich atheistischen Philosophie; *Königin Elizabeths «All mein Hab und Gut für einen Augenblick Zeit»* mag bei solchen Gelegenheiten erinnert werden (und sie dürfte so viele Kleider besessen haben wie *Imelda Marcos* Schuhe), auch *Schillers* so eminent angemessenes *«Iudex»* oder *Lessings* Wahl der Losnummer 52, bevor er 52jährig in den Armen seines Lotterieagenten starb usw. Und was hat Voltaire «tatsächlich» in seiner letzten Lebensminute gesagt?

Endgültigkeit erhebt Anspruch auf Aufmerksamkeit: anders als alle anderen können letzte Worte – der Binsenwahrheit eine Gasse! – nicht zurückgenommen werden. Daher, scheint es, lohnt es sich, auf letzte Worte zu achten, sie zu bewahren. Solche Beachtung der letzten Worte, ob sie nun vielsagend sind oder banal oder bizarr, ist eine Konvention in unserer Kultur.

Als eine Reihe bekannter Schriftsteller *(Auden, Aldous Huxley* und andere) in den fünfziger Jahren im *Brains Trust*-Programm der BBC interviewt wurden, lautete – so erinnert sich David Daiches, einer der Teilnehmer – die Gretchenfrage, was sich die Teilnehmer als letztes Wort wünschten, angenommen, dies sei der Moment dafür. Der Film treibt geradezu einen Kult mit dem letzten Wort; das wird köstlich parodiert in *Robert Bressons Le Diable probablement*, wo die Hauptgestalt sich mitten im Satz auf dem Père Lachaise erschiessen lässt und dabei betont, dass die Überlebenden eben dadurch um ihr letztes Wort gebracht würden. Und in mindestens einem der epochemachenden Filme des Jahrhunderts wird die Fahndung

nach der – den Sinn eines Lebens entschlüsselnden – Bedeutung des letzten Worts zum eigentlichen Thema *(«Vielleicht hat er uns alles über sich selbst auf dem Sterbebett verraten»)*: in *Citizen Kane.* Letzte Worte findet man unter Kalendersprüchen und Parodien, in Comic Strips, Ratespielen, Preisausschreiben in Tageszeitungen, in Meditationen von *Hans Blumenberg (Die Sorge geht über den Fluss), Mark Twain, Foucault* und *Dumézil.* Es gibt auch eine grosse Menge Anthologien letzter Worte in der Art von *Herbert Nettes* Nachschlagewerk *«Hier kann ich doch nicht bleiben»: Eine Sammlung letzter Worte* (München 1983) und mindestens ein Lexikon letzter Worte: Werke, die in der Auskunftsabteilung mancher Bibliotheken irgendwo zwischen *Wer war Wer?* und dem *Brockhaus* griffbereit gehalten werden.

Und warum drängten sich die Massen zu öffentlichen Hinrichtungen? Der Michelin-Reiseführer für London belehrt den Touristen 1985: *«Vom Tower oder von Newgate aus wurden die Verurteilten auf Lattenrosten durch die Strassen geschleift, um dann erhängt (und manchmal auch gestreckt und gevierteilt) zu werden – dies vor den Augen der Menge, die gekommen war, ihre letzten Worte zu hören»* (S. 99). Tatsächlich war das letzte Wort jahrhundertelang ein nicht wegzudenkendes Element öffentlicher Exekutionen. Das muss aber nicht heissen, dass wir heute auf den Hautgout solcher esoterischen Reize verzichten müssen. Zur Zeit der englischen *Königin Elizabeth I.* und später noch wurden Einblattdrucke (Flugblätter) und Pamphlete, Volksbücher und Balladen, Lieder und Moritaten zu Hunderten und Aberhunderten gedruckt, die die letzten Worte von Hingerichteten mitteilten oder auch die letzte förmliche Rede (die in der Regel einem konventionellen Schema folgte, das wenig Originalität und Spontaneität erlaubte), d. h. die letzte Rede, die Verräter und Strassenräuber, Piraten und Mörder, gekrönte Häupter und konfessionelle Dissenter buchstäblich unter dem Galgen oder auf dem Schafott gehalten hatten. Der Titel solcher Sensationsmeldungen über die Prominenz unter den Hingerichteten beginnt in der Regel mit *«Last Words», «Last Speech»* oder *«The Death and Dying Speech».* In Frankreich wurden, wenn nicht die Sterbe*reden,* so doch die zumeist weniger förmlichen letzten Worte der grossen Gestalten der Französischen Revolution, gesprochen also angesichts der Guillotine, zum Gemeinbesitz der Gebildeten und zum Bestandteil der französischen Nationalfolklore oder des kollektiven Bewusstseins in Frankreich: *Marie Antoinettes* Bitte um Entschuldigung *«Pardonnez-moi, monsieur»* zum Beispiel, als sie dem Scharfrichter auf den Fuss trat. Doch nicht ungewöhnlich ist es noch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Verurteilte auf dem Wege zum Galgen oder zum elektrischen Stuhl um ihr letztes Wort zu bitten – und über das, was sie zu sagen haben, Bücher zu schreiben mit Titeln wie *Death Row Chaplain* oder *By the Neck* (von *B. E. Eshelman* bzw. *August Mencken*).

Biographien wählen als Auftakt gern den Tod ihres Helden. Selbst wenn sie nicht so verfahren, wirken sie oft, als seien sie – und nicht nur Heiligenviten – von Anfang an im Hinblick auf das Ende konzipiert und geschrieben, und zwar speziell im Hinblick auf das Schlusswort auf dem Sterbebett, von dem man mehr oder weniger erwartet, dass es eine Summa des Lebens bietet und seine wahre Bedeutung zu erkennen gibt. Denn *«sehr oft»*, so liest man in der Vorbemerkung des Verlags zu Nettes erwähnter Anthologie, *«spiegeln die Worte auf dem Totenbett die gesamte Lebenshaltung dieser Menschen und sind daher aufschlussreicher als ganze Selbstbiographien.»*

Man kann einen Schritt weitergehen und die Vermutung aussprechen, dass nicht nur die Biographen von der «vielsagenden» Bedeutung des letzten Worts überzeugt sind, sondern manchmal auch ihre Helden – die dann das Ihre tun, den letzten Moment unvergesslich zu machen, indem sie sozusagen auf dem Totenbett ihren eigenen Nachruf formulieren oder dies wenigstens versuchen.

Bemerkenswert ist auch die Tatsache, dass die Sonderstellung des letzten Wortes auf dem Sterbebett sogar vor Gericht anerkannt wird, *«in allen Ländern»*, wenn *Chambers' Encyclopedia* (1878) recht hat, und *The Oxford Companion to Law* (1980) lässt neuerdings durchblicken, dass es sich in der Tat so verhalten dürfte. In den angelsächsischen Ländern jedenfalls erfreut sich die *«dying declaration»*, die Erklärung auf dem Totenbett, einer Beweiskraft, die die von *in vino veritas* entschieden in den Schatten stellt.

Mit Elan hat sich natürlich die Literatur die Möglichkeit zunutze gemacht, die die uns überall und in vielen Formen umgebende Konvention oder Bildungsfolklore bietet, die dem letzten Wort eines Sterbenden so grosse Bedeutung beilegt. So sind etwa mancherlei deutsche Gedichte des 17. Jahrhunderts im Grunde kaum mehr als Versifizierungen der spätmittelalterlichen Anweisungen für den «guten» Tod, d. h. der vielen und populären *artes moriendi*, denen zufolge den im letzten Moment gesprochenen Worten unvergleichlich grösseres Gewicht zukam als allen anderen, da sie und nur sie darüber entschieden, ob die Seele in den Himmel oder in die Hölle komme. Die Jedermann-Dramen des 16. Jahrhunderts und die Märtyrertragödien des 17. Jahrhunderts orientieren sich in ihren unabdingbaren Todesszenen an dem gleichen traditionellen Schema. In späteren Literaturepochen sind etwa so verschiedene Gattungen wie der Roman des 19. und in geringerem Masse schon des 18. Jahrhunderts – von *Rousseau* und *Richardson* bis zu *Dickens, Thackeray, Hugo* und *Fontane* – und das Bürgerliche Trauerspiel des 18. – in der Art von *Lillo* und *Lessing* – schlechterdings undenkbar ohne eindrucksvolle Totenbettszenen. Aber auch in anderen literarischen Gattungen, von der Oper ganz zu schweigen, kann man, scheint es, seit der Renaissance nicht sterben, ohne etwas Denkwürdiges zu sagen.

II.

Doch warum? Was liegt all diesen Erscheinungsformen des Ernstnehmens letzter Worte zugrunde?

Weit verbreitet scheint vor allem die Vorstellung zu sein, dass das Wesen oder die Wahrheit eines Lebens – das «wahre» Selbst – im Tod und nur im Tod in gültiger Weise in Erscheinung trete. Darauf zielt offenbar das Klischee, dass man sterbe, wie man gelebt habe, ob nun als Heiliger oder als Sünder, geistreich oder langweilig. Es ist der Gedanke, dass ein Leben sich runden solle, sein Muster sich vollende in seiner Konsequenz und so die eigentliche Identität dieses Lebens als seine Substanz enthülle. Zweifellos ist es diese Denkform, die erklärt, wieso Märtyrer unfehlbar mit dem Namen ihres Schöpfers oder seines Sohnes auf den Lippen sterben und Patrioten in den letzten Lebensmomenten ihre Gedanken auf das Vaterland zu lenken pflegen. (Seit *Johann Zischka* 1424 mit dem *non plus ultra «Macht aus meiner Haut Trommelfelle für die Sache Böhmens»* seine Seele ausgehaucht hatte, gab es allerdings auch auf diesem Gebiet kaum mehr Spielraum für Originalität.) Kein Zweifel: ein eindrucksvoll konsequenter Tod, mit charakteristischem letztem Wort, kann als Motto eines Lebens fungieren oder als Leitmotiv, das aussagekräftiger ist als die tiefste Tiefenanalyse. Ein gutes neueres Beispiel ist *A. N. Wilsons Tolstoi-Biographie* (London 1988), die bereits von Anfang an und wiederholt die berühmten letzten Worte des bäurischen Aristokraten in den Vordergrund spielt: *«Aber wie sterben die Bauern?»*

Und vielleicht ist es auch keine Übertreibung zu sagen, dass es sowohl für das Publikum wie auch für den Hauptdarsteller mehr auf das Wort ankam, das bei fallendem Vorhang gesprochen wurde, als auf das Stück selbst. Schliesslich war ja jahrhundertelang, nämlich bis zum Triumph jenes nichtssagenden und anonymen, entpersönlichten morphinisierten Todes, der mit der modernen Medizin zur Routine geworden ist und uns normalerweise um das letzte Wort bringt, das Sterben eines Menschen ein öffentlicher oder zumindest halb-öffentlicher Akt, wie *Ariès,* um nur den bekanntesten unter den Thanatologen der Gegenwart zu nennen, in seinem monumentalen Werk *L'Homme devant la mort* (Paris 1977) eindrucksvoll gezeigt hat. Ein solches Sterben, eine solche Kunst des Sterbens, bei Bewusstsein und im Kreis von Freunden, Verwandten, Anhängern und auch Fremden, mag in der Tat die Kunst des Lebens weit übertreffen und mag auch so gemeint gewesen sein: als Entschädigung für unrealisierte Möglichkeiten. Wie bemerkt doch Malcolm über die letzten Worte des Grafen Cawdor? *«Nichts stand in seinem Leben ihm so gut, / Als wie er es verlassen hat» (Macbeth,* I, 4).

Aber ob nun Bestätigung eines Lebens oder Bruch mit dem Bisherigen: durch ein denkwürdiges letztes Wort tritt der Sterbende in den Stand einer

Art von säkularisierter Unsterblichkeit. Das ist die zweite Vorstellung, die der Konvention des Ernstnehmens letzter Worte zugrundeliegt. Jahrhundertelang war es vielleicht eher die Regel als die Ausnahme, dass das Sterben sich als ein Überleben im letzten Wort gestaltete, als Überleben in einer nicht mehr auszulöschenden Signatur oder auch in dem geistigen Gegenstück zur Totenmaske. Denn diese wird ja abgenommen, weil sie eben nicht eine Maske im üblichen metaphorischen Sinn des Wortes ist, sondern gerade das Gegenteil: das *wahre* Gesicht, das, wie oft geglaubt wird, erst im Moment des Todes in seiner ganzen Klarheit in Erscheinung tritt: die Aufhebung des Organischen im Artefakt, der Zeit in der Zeitlosigkeit, der Vergänglichkeit in der Dauer. Dieser Drang zur Selbsttranszendierung, zum Hinterlassen eines Monuments, das Zeit und Leben und Tod überdauert, ist eine manchmal rührende, wenn nicht gar erbärmliche Eigenschaft des Menschen, die ihn von anderen Wirbeltieren unterscheidet. Es ist das faustische Bedürfnis, sich zu vergewissern, dass *«die Spur von meinen Erdetagen nicht in Äonen untergeht»*. Dieser Wunsch, diese Hoffnung ist universal in Zeit und Raum. Ägyptische Pharaonen, Helden isländischer Sagas und Mausoleumsbauer von *Hadrian* bis *Franco* dürften diesen Zug gemeinsam haben und nicht zuletzt, ausserhalb der westlichen Welt, auch *Yukio Mishima:* am 25. November 1970, dem Tag seines sorgfältig geplanten und orchestrierten Seppuku, hinterliess er früh am Morgen, kurz bevor er zu seiner Stunde des Ruhms in die Kaserne am Stadtrand aufbrach, einen Zettel auf seinem Schreibtisch, auf den er geschrieben hatte: *«Das menschliche Leben ist kurz, ich aber möchte ewig leben.»* Ähnlich beschreibt *William Butler Yeats* in *A Vision,* welchen Eindruck ein barfüssiges Mädchen am Strand in der Normandie auf ihn machte, das, auf die See hinausblickend, ein Lied von den Kulturen sang, die an dieser Küste geblüht hatten und spurlos verschwunden waren. Der Refrain jeder Strophe ihres Gesangs war: *«O Gott, lass etwas bleiben!»*

Ja, man könnte sagen, dass die *«Institution des letzten Worts» (D. J. Enright* im *Oxford Book of Death,* 1983) Inbegriff der Kultur und ihrer Tradition ist. Denn wenn der Sterbende sich bemüht, die Erfahrung seines Lebens oder *«die Lehre, die ihm das Leben erteilt hat» (Heneage Ogilvie),* in ein letztes Wort zu fassen, dann nicht ohne die Hoffnung, dieses Wissen und dieses Bild seiner selbst weiterzugeben in der Erwartung, etwas beizutragen zum kollektiven Bewussten seiner Gemeinschaft und zu ihrer Zukunft. Die zu geflügelten Worten gewordenen Sterbeworte geben ihm recht: sie leben *«ewig»* wie *Botho Strauss* es in *Paare, Passanten* formuliert hat.

Aber noch etwas anderes steht hinter der uralten Faszination von jenem Wort, auf das kein anderes mehr folgen kann: nicht nur der Sinn für die angemessene Vollendung eines Lebensmusters oder gar des Lebenskunstwerks, nicht nur der Drang zur Selbsttranszendenz und einer Art weltlicher

Unsterblichkeit. Als drittes kommt ganz allgemein, d. h. unabhängig von Einzelfällen, das hinzu, was man die *Mystique* des letzten Moments nennen könnte; und die wird um so interessanter, je mehr die religiöse Lebensorientierung jeder Art ihre Geltung verliert. Letzte Worte passen dann nicht mehr in ein dogmatisch vorgeschriebenes Schema, und infolgedessen gewinnt der letzte sprachlich aktualisierte Moment eine Bedeutung ganz anderer Art, eine nicht-standardisierte sozusagen. Die Bemühung, die lebenslange Bemühung vielleicht oder auch die von Torschlusspanik ausgelöste Bemühung um ein vollendetes, ein sinnvoll abgeschlossenes Leben gelangt im letzten ins Wort gefassten Moment an ein ganz anderes Ende, als es sich im Umkreis christlicher Heilslehre eingebürgert hatte. Und ein solches Ende besitzt verständlicherweise seine ganz eigene *Mystique.* Denn in jenem letzten Augenblick wird, was über alle Vernunft ist, das letzte Wissen (oder das Wissen vom Letzten) sichtbar in einem dunklen Spiegel. Oder doch nicht? Wenn es um diesen Moment geht, reden selbst heutige Psychiater in mystischen und mysteriösen Tönen, zum Beispiel *K. R. Eissler* in *Der sterbende Patient* (1978).

III.

Ein Einwand ist längst überfällig: Wenn, wie im Prinzip kaum bezweifelt wird, der Sterbemoment von Bedeutung sein kann für das Verständnis des Menschen im allgemeinen und im Einzelfall, folgt dann, dass auch letzte Worte von Bedeutung sind, sei es als Indiz des lebenslang wahren Charakters des Sterbenden oder als Zeugnis jener Grenzerfahrung, die der letzte Moment zum Inhalt hat oder haben mag? Genauer: folgt, dass die als letztes Wort *überlieferte* Äusserung Bedeutung hat? Solcher Zweifel an der Authentizität ist schon auf dem Niveau der Cocktailparty vertraut als der allererste Einwand, der gegen jegliches Interesse an diesem Thema erhoben zu werden pflegt. Und natürlich sind es gerade manche der geläufig oder geflügelt gewordenen letzten Worte Berühmter, die diesen Zweifel überhaupt erst aufkommen lassen.

Sind nicht allzu viele überlieferte «letzte Worte» sinnlos, trivial, untypisch, vom Zufall bestimmt, alles andere als «zitierbar»? Gewiss: *Napoleon* starb, so heisst es, mit dem Namen seiner geliebten Joséphine auf den Lippen, und *Joséphine,* so heisst es, versank in Bewusstlosigkeit, nachdem sie den Namen Napoleon ausgehaucht hatte. Aber eine der grössten Liebesgeschichten der westlichen Welt endete nicht mit dem Sterbewort *«Héloise»; Abélards* letztes Wort war ein eher enttäuschendes: *«Ich weiss nicht.» Tallulah Bankhead* starb mit dem Whisky der Südstaatler auf den Lippen oder doch mit dem Wort dafür: *«Bourbon»;* im Falle *Tschechows* war es *«Sekt»; Wordsworth* sagte *in extremis: «Is that Dora?»; Lord Chesterfield* liess, wie jedes Schulkind im angelsächsischen Sprachbereich zu wissen scheint, mit

allerletztem Atem einem Besucher einen Stuhl anbieten: *«Give Dayrolles a chair.»*

Der Wortlaut der letzten Äusserung von anderen Berühmtheiten ist umstritten, wenn nicht gar sehr verschiedene Äusserungen als die letzten berichtet werden, etwa Tschechows *«Ich sterbe»,* wie die neueste Biographie, von *V. S. Pritchett,* betont (New York, 1988, S. 227). Starb der englische Premierminister *William Pitt d. J.* mit dem Stossseufzer: *«Oh, my country! How I leave my country!»* oder *«...How I love my country!»*? Doch nicht genug damit. Hier steht sogar in Frage, ob der grosse Staatsmann beim letzten Atemzug überhaupt sein Vaterland im Sinn gehabt habe. Denn überliefert wird ebenfalls, er habe zuletzt von einer Fleischpastete gesprochen. Mehr als *ein* letztes Wort zu hinterlassen, scheint geradezu zum Stil des Berühmtseins zu gehören. Goethe ist einer dieser Fälle, auch Schiller. Verschied *Diderot* mit dem Gedanken an das Grundprinzip der Philosophie oder an die Aprikose, die er gegen den Willen seiner Frau zum Dessert gewählt hatte? Den Weltrekord jedoch hält offenbar *Rabelais* mit fünf grundverschiedenen Versionen, während *Voltaire* und die *Königin Victoria* (ein apartes Paar, wenn man es sich vergegenwärtigt) in diesem Rennen Schulter an Schulter um den zweiten Preis wetteifern.

Der Grund für alle diese Probleme liegt auf der Hand: Wie gut sind «letzte Worte» verbürgt? Wer letzte Worte *als letzte Worte,* also als bedeutungsschwer, überliefert, mag ein schlechtes Gedächtnis haben oder einen ausgeprägten Sinn für das Passende als das Wahre oder auch ein Motiv; er mag zum Beispiel der Nachwelt beweisen wollen, dass *Albrecht von Haller* einen christlichen Tod gestorben sei *oder* aber den Tod des empiristischen Naturwissenschaftlers ohne «Glauben» – mit dem Namen seines Erlösers auf den Lippen *oder* mit der Hand an der eigenen Pulsader: *«Il bat, il bat, il bat – plus.»*

Authentisch oder apokryph? Das ist, wie gesagt, die Frage, mit der jeder Meister der hochgezogenen Augenbraue unterbricht, sobald das Thema «letzte Worte» zur Sprache kommt. Was dahinter steht, ist natürlich die Frage nach der Bedeutung oder Bedeutungslosigkeit eines letzten Worts, jeden letzten Worts, als einer Art Testament oder Motto eines Lebens: die Frage nach der Berechtigung der «Institution». Mit einem bisschen Mühe könnte man zweifellos eine «vielsagende» oder «aufschlussreiche» Bedeutung selbst in ein auf den ersten Blick völlig bedeutungsloses letztes Wort hineinlesen, das ganz eindeutig nicht als Botschaft oder goldenes Wort oder Lebenssumma gedacht war, zum Beispiel in Lord Chesterfields Anweisung, seinem Besucher Dayrolles einen Stuhl anzubieten: der Mann, der sein Leben lang so stark an Anstandsfragen interessiert war, war also *«höflich bis ans Ende».* So belehrt uns ein Anthologist, im Anschluss übrigens an den ersten Biographen, *Matthew Maty.* Aber selbst das unwiderruflich triviale

oder unwiderruflich absurde letzte Wort, das jedem Versuch, es auf vielsagende Angemessenheit oder symbolische Bedeutung hin zu interpretieren, *widersteht,* findet seine Kenner, die ihr Vergnügen gerade an der Absurdität haben. Sie finden es *«menschlich interessant»,* dass *Richard Wagners* letztes Wort seiner Uhr galt, die dem von einem Herzanfall Überraschten aus der Tasche gefallen war, dass *Alfred Jarry* nach einem Zahnstocher verlangte, *Thomas Mann* nach seiner Brille. Die Mentalität der Kommentatoren, die um jeden Preis Sinn und Bedeutung sehen wollen, ist ebenso verständlich wie die entgegengesetzte.

Es hat also den Anschein, als sei dies ein Spiel, in dem jeder mitspielen könne: ein Thema, an dem jeder seine Scharfsinnigkeit ausüben könne, ohne dass die geringste Anforderung an sein Verantwortungsbewusstsein gestellt würde. Wäre es dann nicht gerechtfertigt, die ganze kulturelle «Institution» des letzten Wortes als belanglos zu ignorieren?

Keineswegs. Denn die richtige Antwort auf die Frage nach der Authentizität scheint zu sein: es kommt nicht darauf an. Die Institution des letzten Worts steht und fällt nicht mit der Authentizität.

Es kommt nicht darauf an, denn was Freunde und Kenner letzter Worte eigentlich interessiert oder interessieren sollte, ist nicht unbedingt und ausschliesslich die empirische Wahrheit des Totenbetts, sondern die Legende, die (manchmal sogar anekdotische) *fable convenue,* die *«ererbte Mythologie» (Alan Shelston),* die eine Wahrheit anderer und eigener Art besitzt oder besitzen mag. Eher häufig als selten sind letzte Worte, wie unsere Kultur sie schätzt und überliefert, nicht historische Fakten von dokumentarischem Status, sondern Artefakte. Und selbst wenn sie durch unantastbare Verifikation gegen den üblichen Verdacht gefeit sind, überleben und leben sie als Artefakte: als die Artefakte, die sie geworden sind durch die kollektive Imagination derer, die sie *als letzte Worte,* als Denkwürdigkeit, überliefert und so die mögliche empirische Legitimation mit einer Aura umgeben haben, die unvergleichlich reizvoller ist als die der Authentizität. Die Frage, ob «echt» oder nicht, wird infolgedessen einigermassen akademisch. Ist ein Mythos authentisch oder nicht? Die Frage ist ziemlich sinnlos. Mythen sind nicht Transkriptionen historischer, faktischer Wahrheit, sondern Wahrheiten eigener Art, Wahrheiten, nach denen wir unser Leben ausrichten – wohl oder übel (und manchmal entschieden übel). Letzte Worte, wie sie hier verstanden werden, gehören mehr oder weniger in diese grosse und etwas verschwommene Kategorie von Artefakten, die die Menschheit sich selbst vermacht. Solches Mythenbilden (salopp: solche Kolportage) fängt also am Totenbett an. Infolgedessen sind letzte Worte, locker formuliert, eine *literarische* Spezies, nicht eine Klasse historischer Dokumente in der Art von Testamenten oder Todesurkunden.

Aber merkwürdig (oder selbstverständlich?): als solches literarisches Genre, als solche Artefakte haben letzte Worte, so gang und gäbe sie in der Kulturgeschichte des Alltags sind, bis heute in der zukünftigen Wissenschaft so gut wie keine Beachtung gefunden. Mit allem Respekt könnte man jedoch trotzdem etwa den Kult des Sterbeworts in Biographien, Literatur und in den Medien, die unsere Alltagsmythologien mitgestalten, zum Stichwort nehmen für die Vermutung, dass letzte Worte einer Untersuchung wert seien. Was könnte man von einer solchen Untersuchung erwarten? Sie mag, auf wie bescheidene Weise auch immer, ein Licht werfen auf eine Art philosophische Laienanthropologie oder einen Bestand von «Wahrheiten», nach denen Menschen gelebt haben oder zu leben geglaubt oder gehofft haben. Und man könnte ferner vermuten, dass diese in «letzten Worten» überlieferten «Wahrheiten» oder Leitbilder sich über die Jahrhunderte hin gewandelt haben und als solche historisch wandelbare Leitvorstellungen etwas erkennen lassen vom Wandel der Selbstbilder von Epoche zu Epoche.

IV.

Im späten Mittelalter wusste man, was man in der letzten Stunde zu sagen hatte. Nach Christi Vorbild befahl man seinen Geist in die Hände des Herrn. Ein plötzlicher Tod, der den Sünder überraschte und ihn der Gelegenheit beraubte, seine Sünden zu bekennen und das normative letzte Wort zu sprechen, war folglich mehr als jedes andere Übel zu fürchten. *Montaigne* hingegen, am Ende des 16. Jahrhunderts, gab offen zu: er hoffe unvorbereitet zu sterben: beim Kohlpflanzen (*Essais,* I.20). Das lässt erkennen, dass sich etwas geändert hat im Geist der Zeiten. Die *artes moriendi* verlieren ihren Einfluss; letzte Worte, die *nicht* der Norm und der standardisierten Erwartung entsprechen, werden interessant. Montaigne:

«Und nach keiner Sache erkundige ich mich so gern, als danach, wie ein Mensch gestorben ist: nach seinen letzten Worten, Mienen und Gebärden, die er dabei gemacht hat. Kein Zug in einer Geschichte zieht meine Aufmerksamkeit mehr auf sich, und die häufigen Beispiele, womit ich dies Kapitel spicke, zeigen, wie sehr ich dieser Materie gewogen bin.

Wäre ich ein Büchermacher, ich machte ein Register mit Noten von den verschiedenen Arten zu sterben, welche die Menschen lehren sollten, zu sterben, sie lehren sollten, zu leben.» (*Ges. Schr.*, I, München 1908, S. 43)

Montaigne selbst hat keine derartige Anthologie zustandegebracht. Die frühsten datieren vom 17. Jahrhundert, und ihr Fokus ist eng: Erst im 19. Jahrhundert vereinigen sich solche Spezial-Anthologien. Die erste allumfassende, *Last Words of Eminent Persons,* stammt von *Joseph Kaines* (1866). Seither ist der Strom der Letzte-Worte-Sammlungen enorm angeschwollen bis in die unmittelbare Gegenwart. Und das ist mindestens insofern sinnvoll, als der Tod bekanntlich den Sex als *das* Tabu überflügelt hat.

Das Interesse hat zugenommen; aber hat es sich gewandelt? Die Einleitungen zu den zahlreichen Anthologien, die unsere Bibliotheken füllen, mögen da eine Antwort nahelegen. Warum wurden sie zusammengestellt? Was hofften die Anthologisten daraus zu lernen und ihre Leser zu lehren?

Manchen Sammlern ging es lediglich um das Menschlich-Allzumenschliche: das Kuriose, Inkongruente, Triviale des letzten Worts berühmter Persönlichkeiten, ja: (angelsächsisch genug) um das Komische wie in *Richard De'ath, Died Laughing* (London 1985). Selbst das angesehene *Oxford Book of Death* von *D. J. Enright* (1983) verleugnet solches Interesse nicht ganz. Anderen geht es mehr um die Ästhetik oder Stilistik des letzten Worts – das «passendste» letzte Wort im Sinne des Lebensmottos, auch wenn es auf Biegen und Brechen seiner «scheinbaren» Trivialität entkleidet werden muss, um das *«Charakteristische»* zu enthüllen (*Brian O'Kill, Exit Lines,* London 1986). Ernster ist der Ton der Anthologien, die die Mystique des letzten Moments und Worts erkunden. Ausblicke ins Jenseits sind da gefragt, und natürlich gibt es eine säkularisierte Version dieses Interesses: letzte Worte vermitteln uns *weltliche* Vorbilder oder goldene Worte: Worte, nach denen man sein Leben gestalten könne oder solle. Von diesem Blickpunkt nimmt sich das Hegen und Sammeln letzter Worte als ein Verhalten von höchstem humanistischem Rang aus.

Interessanter noch sind diejenigen Anthologien, die, chronologisch angelegt, die Frage nach einer *Geschichte* letzter Worte aufwerfen. Wenn man in verschiedenen Epochen verschieden starb, speziell mit verschiedenen letzten Worten, hätte man wohl auch verschieden gelebt? Eine Geschichte letzter Worte – bei aller Individualität typischer letzter Worte – trüge also etwas bei zu unserem Verständnis der Geschichte der *condition humaine* und erwiese (oder setzte voraus?), dass es eine solche Geschichte tatsächlich gäbe – wie der Fall von Montaignes Wunschtod beim Kohlpflanzen ja suggeriert. Doch würde eine denkbare Geschichte letzter Worte Neuland des Wissens erschliessen oder nur illustrieren, was wir ohnehin wissen? Ist überdies nicht der Willkür ungewöhnlich viel Spielraum gelassen? Wenn etwa die Historikerin letzter Worte, *Virginia Moore* in *Ho for Heaven* (New York 1946) behauptet, *Diderots* letztes Wort (zu seiner Frau beim Mittagessen: *«Warum zum Teufel soll ich denn keine Aprikose zum Dessert nehmen?»*) «beweise», dass der Bereich des Spirituellen der Vernunftkultur der französischen Aufklärung verschlossen gewesen sei, dann beweist das doch einen Glauben an Aprikosen, der über alle Vernunft ist. Und schliesslich: vorhandene Ansätze zu einer Geschichte letzter Worte neigen dazu, die bekannten letzten Worte herausragender Persönlichkeiten als repräsentativ zu nehmen; doch, um auf Tolstoi zurückzukommen: wie sterben die Bauern?

Schwierigkeiten, aber keine unüberwindlichen Hindernisse, eher Herausforderungen an den Historiker. Zu denken gibt doch sicher, dass letzte

Worte seit der Antike in der westlichen Welt hochgeschätzt worden sind. *Santayanas* Meinung, in seinem Essay über *«Englische Sterbebett-Manieren»* (!), dass typischerweise der letzte Gedanke Trivialitäten gelte wie dem Hund, der gefüttert werden müsse, ist mit Bestimmtheit nur das: eine Meinung. Die Vielzahl der Anthologien letzter Worte vermittelt statt dessen die unauslöschliche Einsicht, dass letzte Worte jahrhundertelang als wertvoller Bestandteil der Kultur gegolten haben, von Generation zu Generation wie Erbstücke weitergereicht und erinnert: Erinnert wird, was für bedeutsam gehalten wird; insofern sind letzte Worte als tradierbares Kulturgut nichts Geringeres als der Inbegriff der Kultur selbst. Wie ihre *Geschichte* aussieht – das zu erforschen, wäre eine Aufgabe für die Zukunft.

Zu jedem Vertrag liefert Ihnen die «Winterthur» ein ganzes Paket erstklassiger Dienstleistungen.

winterthur

Von uns dürfen Sie mehr erwarten.